

Gemeinschaft ohne Grenzen

Warum mir die ökumenische Bewegung wichtig ist und ich mich in ihr engagiere

CHRISTINA BIERE

Christina Biere, die über die „Rezeption des Judentums in der christlichen Theologie“ promoviert, vertritt die EKD im Zentralausschuss des Weltkirchenrates. Die 31-Jährige ist auch Gründungsmitglied des ökumenischen Netzwerkes junger Christen MEET (More Ecumenical Empowerment Together).

Es waren ökumenische Erfahrungen, die mir Schwung für Glauben und Leben geben. Ökumenikerinnen und Ökumeniker, zu denen ich begeistert und ermutigt aufschau, legen mit ihrem Wollen, Reden und Handeln ein Zeugnis ab für einen Glauben, der dem Leben ohne Begrenzungen dient. Ökumene ist für mich, wenn Glauben lebendig wird.

In diesem Jahr feiert die ökumenische Bewegung ihren hundersten Geburtstag. Denn 1910 fand in der schottischen Hauptstadt Edinburgh die erste Weltmissionskonferenz statt, die die weltweite Ökumene beflügelte und schließlich, 1948, zur Gründung des Weltkirchenrates (ÖRK) führte. Seit Edinburgh hat sich eine christliche Tradition entwickelt, die das Gemeinsame des Glaubens zwischen den Konfessionen und das gemeinsame kirchliche Handeln angesichts von Ungerechtigkeit und Unfrieden in der Welt neu entdeckte. Das ist Anlass genug, nicht nur die Jubiläumsvorbereitungen zu betrachten, sondern ebenso nach persönlichen Zweifeln und Hoffnungen im Hinblick auf die ökumenische Bewegung zu fragen wie nach ihrer Bedeutung für den eigenen Glauben.

Meine erste, prägende ökumenische Erfahrung hatte ich mit neunzehn Jahren. Damals fand ich für ein Jahr in Südafrika ein neues Zuhause. Ich arbeitete bei den „Pretoria Community Ministries“ (heute „Tshwane Leadership Foundation“), einer Gemeinschaft von Christen aus allen Kulturen und Konfes-

sionen Südafrikas. „Community Ministries“ ist mehr als ein Name für diese Gemeinschaft. Hier werden nicht allein für einen Stadtteil soziale Dienstleistungen erbracht, sondern es wird auch an einer offenen Gemeinschaft gebaut. Die Mitarbeitenden wohnen im Stadtzentrum, dort wo sie arbeiten und auf die Suche gehen nach Menschen, die ihre Hilfe benötigen. Viele der Mitarbeitenden sind auf diesem Wege selber zur Gemeinschaft gestoßen: Sie haben in einem der Frauenhäuser gelebt oder sind Mieter in den Wohnhäusern der Gemeinschaft. Als Straßensozial- oder Gemeinwesenarbeit kann man bezeichnen, was die Gemeinschaft tut – für mich war es das bedeutendste ökumenische Zeugnis, das ich bislang erfahren habe. Unterschiede in Sprachen, Kulturen, politischen Einstellungen und Glaubensweisen sind dort genauso greifbar, wie die von allen getragene Vision, den gemeinsamen Glauben in wirklich grenzenloser Gemeinschaft zu leben.

Dass ich diese Erfahrung in Südafrika gemacht habe, ist mehr oder weniger Zufall. Denn auch in Deutschland und anderen Ländern gibt es Menschen, die so oder ähnlich ihren Glauben leben. Kein Zufall ist es jedoch, dass diese Erfahrung für mich in der Fremde stattfand. Als Fremde in der Fremde ist man sensibel und offen für die Wahrnehmung anderer Lebenskonzepte – aber auch verletzlich, und man sehnt sich nach verbindender Gemeinschaft. In diesen Erfahrungen lie-

Als Fremde in der Fremde ist man offen für die Wahrnehmung anderer Lebenskonzepte.

gen meine ökumenischen Wurzeln – nicht ganz unähnlich denen des ökumenischen Gedankens, den vor hundert Jahren die Missionskonferenz in Edinburgh entwickelte.

Ein weiterer wichtiger Baustein der ökumenischen Bewegung war 1948 die



Foto: epd

Christina Biere

Gründung des Weltkirchenrates. Heute führt er unter seinem Dach 349 Kirchen und verschiedene ökumenische Bewegungen zusammen. Ich durfte diese Gemeinschaft zunächst ein Semester lang als Theologiestudentin am Ökumenischen Institut des ÖRK in Bossey bei Genf kennen lernen. Gemeinsam mit vierzig Studierenden aus unterschiedlichen Ländern und Konfessionen lebte, lernte und betete ich dort. Viele Fremde waren an diesem neutralen Ort zusammen. So stand nicht die eigene Fremdheit im Zentrum der Aufmerksamkeit, sondern das Anliegen, das uns alle gleichermaßen betraf – der gemeinsame Glaube und die gemeinsam bewohnte Welt. In Bossey lernte ich das „Prinzip Weltkirchenrat“ kennen. Für das gemeinsame Ringen von Christen um Antworten auf globale Probleme kann ich mir kein anderes Vorgehen vorstellen, als dass Vertreterinnen und Vertreter der Kirchen zusammenkommen, um darüber im Geist der Einheit zu beraten. Wenn es den Weltkirchenrat nicht gäbe, müsste man ihn heute erfinden. Doch, das ist die spannende Frage, wie würde er dann aussehen?

Seit Edinburgh 1910 hat sich die ökumenische Bewegung stark verändert. Während ihre Gründung und die des



Foto: privat

Jugenddelegierte der Vollversammlung des Weltkirchenrates in Porto Alegre.

ÖRK von nordatlantischen Kirchen betrieben wurden, stehen heute mehrheitlich Kirchen von der Südhalbkugel der Erde im Vordergrund. Dort leben ja zwei Drittel aller Christen, mit wachsender Tendenz.

Die Institutionen dominieren

Zum Beginn der wieder entdeckten weltweiten Ökumene gehörte eine starke ökumenische Jugendbewegung, die Christlichen Vereine Junger Männer und Frauen und der Christliche Studentenweltbund. Wenn in der heutigen ökumenischen Arbeit dagegen vor allem die Vertreter von Institutionen dominieren, wirkt dies für junge Menschen wenig attraktiv. Ist Ökumene also doch ein Auslaufmodell?

Als ich 2006 als Jugenddelegierte in den Zentralkomitee des ÖRK gewählt wurde, machte ich mich auf die Suche nach jungen Leuten in Deutschland, die ich im Weltkirchenrat vertreten sollte und die mir bei dieser Aufgabe helfen konnten. Schließlich haben viele junge Erwachsene ja ähnlich positive ökumenische Erfahrungen wie ich gemacht. Sie haben ein Freiwilliges Soziales Jahr in christlichen Organisationen absolviert

oder ein Jahr an ökumenisch ausgerichteten Instituten Theologie studiert. Andere machen Praktika in internationalen kirchlichen Organisationen, absolvieren an deutschen Missionswerken „Ecumenical Leadership Trainings“ oder sind wie ich Jugenddelegierte in überregionalen ökumenischen Organisationen. Aus diesem Engagement ist schließlich das junge ökumenische Netzwerk MEET (More Ecumenical Empowerment Together) entstanden. Es lebt vor allem im Internet. Dieses Medium entspricht am Besten den Bedürfnissen und Ansprüchen meiner Generation. Es ist offen für alle, partizipatorisch, unverbindlich, effektiv, kostengünstig und bietet alle Möglichkeiten, um gemeinsam zu planen, Texte zu entwerfen, Diskussionen zu führen und Kampagnen durchzuführen. Aber auch Tagungen und Rüstzeiten sind Möglichkeiten, direkt miteinander ins Gespräch zu kommen und Freundschaften zu schließen. MEET bietet das Modell für kreatives, themenbezogenes, lokal und regional agierendes und global vernetztes Engagement einer Generation. Das Netzwerk ist eine Denkfabrik, aber es verzichtet bewusst auf Entscheidungsmacht und Repräsentationsansprüche. So kommen nicht nur die zu

Wort, die sich in einem Thema besonders auskennen. Genauso wenig gibt es langwierige Abstimmungsprozesse, die eher demotivieren.

Am Beispiel MEET wird klar, dass nicht die Ökumene an sich ein Auslaufmodell ist. Das Gegenteil ist der Fall. Für viele junge Menschen entsprechen gerade der Gedanke eines global verantworteten Christentums und die Sehnsucht nach ökumenisch gelebtem Glauben ihrem Lebensgefühl und bieten überhaupt erst einen Zugang zu Kirche und Christentum. In diesem Sinne ist es ein modernes missionarisches Modell – wenn auch bei den kirchlichen Reformprozessen meist noch nicht im Blick.

Kein Auslaufmodell sind aber auch die ökumenischen Kirchenverbände. Freilich, eine Organisation wie der Weltkirchenrat kann nicht befriedigend funktionieren, wenn er alles gleichermaßen bedienen möchte, was zur Ökumene gehört. Immer noch versucht der ÖRK das repräsentative, christliche Organ auf globaler Ebene zu sein und dabei in der internationalen Politik christliche Werte und Interessen zu vertreten. Er will aber auch die verschiedensten Institutionen in die ökumenische Bewegung integrieren, versöhnend zwischen Kirchen wirken, manchen finanziell helfen, christlicher Gesprächspartner im interreligiösen Dialog sein und Formen einer modernen zivilgesellschaftlichen Bewegung entwickeln. Dies alles versucht der Weltkirchenrat bei möglichst hoher Beteiligung der ökumenisch interessierten Christen auf der Welt – und alles auf der Basis einer komplizierten Entscheidungsstruktur und bei stetig sinkenden Einnahmen. Auf allen diesen Gebieten ist der ÖRK mit einzelnen Projekten zwar immer wieder sehr erfolgreich, aber nicht nachhaltig und für Außenstehende kaum sichtbar. Auch kann er nach seiner Satzung nicht verbindlich für seine Mitgliedskirchen sprechen oder Entscheidungen treffen, die sie binden. Vor allem aber verhindern die vielfältigen kostspieligen und trägen Strukturen schnelle und bindende Stellungnahmen und das dabei angewandte Delegationsprinzip die notwendig breite Partizipation bei thematischen Diskussionen.

Die Veranstalter des Jubiläums in Edinburgh weisen nun Wege zu den

Möglichkeiten einer modernen ökumenischen Bewegung ohne Entscheidungsstrukturen. Unter dem Stichwort „2010.global“ sollen auch an anderen Orten der Welt Feiern stattfinden. Und die Veranstaltungen sind offen für alle christlichen Gemeinschaften, die gemeinsam über das missionarische Zeugnis nachdenken wollen. An der eigentlichen Jubiläumskonferenz, die im Juni in Edinburgh stattfindet, werden nur wenigen Delegierten teilnehmen. Aber der Prozess dorthin erfasst viele missionarisch Interessierte. Auch junge Menschen sind daran beteiligt, werden über moderne Medien wie Facebook und Twitter und Formen wie Multimedia-Wettbewerbe und online in die Konsultationen einbezogen.

Ich habe Gwen Bryde, Roger Schmidt und Miriam Haar, die sich wie ich bei MEET engagieren gefragt, was sie vom Ökumenejubiläum in Edinburgh erwarten. Bryde, die in Hamburg eine theologische Doktorarbeit zum christlichen Verständnis von Zeugnis und Mission im Libanon schreibt, erwartet von „Edinburgh 2010 wichtige Erkenntnisse aus dem Gespräch mit Christen aus traditionell multireligiösen Gesellschaften wie in Indien, Indonesien und dem Nahen Osten. Wie wird das Evangelium in einem Kontext formuliert, in dem Christen eine Minderheit sind, und wie erziehen diese Christen ihre Kinder und Jugendlichen zu Friedensstiftern?“

Schmidt, Jugendreferent des Lutherschen Weltbundes in Genf, hofft, dass sich „Christen von allen denkbaren Traditionen über den Kernbereich christlichen Handelns austauschen“.

Und Haar, die am Ökumenischen Seminar des Trinity College Dublin promoviert, weist darauf hin, dass „Edinburgh 2010 keine einmalige Veranstaltung, sondern ein dezentralisierter, weltweiter Studienprozess“ ist. Das ermögliche, „innovative und vielleicht unerwartete Wege zu finden, wie Mission und die Suche nach der sichtbaren Einheit der Kirchen im 21. Jahrhundert miteinander verbunden werden können“. ◀

INFORMATION

www.edinburgh2010.org,
www.meet-junge-oekumene.de

Um Gottes Willen

Geistliche sollten sich von Politikern nicht einschüchtern lassen

JÜRGEN WANDEL

Bei der Amtseinführung eines Pfarrers oder einer Bischöfin betonen Politiker, wie wichtig christliche Werte für die Gesellschaft sind. Wenn ein Pfarrer oder eine Bischöfin diese Werte aber konkretisieren, haben Politiker ihre Sonntagsreden vergessen. Das zeigte sich zu Beginn des Jahres, nachdem die EKD-Ratsvorsitzende Margot Käßmann den militärischen Einsatz in Afghanistan problematisiert hatte. Der Sozialdemokrat Hans-Ulrich Klose warf der Bischöfin vor, sie habe „sich mit ihrer Äußerung in Gegensatz zur Mehrheit des Bundestages gesetzt“. Sollen sich Kirchenleute bei ethischen Äußerungen also an Parlamentsmehrheiten orientieren? Nach Klose vertritt Käßmann auch noch die „Position der Linkspartei“. Selbst wenn dies so wäre (es ist nicht so), wäre das kein Argument. Kirchenleute plädieren auch dafür, dass Tote nur in Friedhöfen beigesetzt werden. Ist das deswegen falsch, weil von den Nazis einst gesetzlich festgelegt?

Immerhin, während Klose noch zu argumentieren versucht, ergeht sich sein Parteifreund Reinhold Robbe in Häme. Der Wehrbeauftragte des Bundestages sagte im *Spiegel*, es sei „naiv, in Afghanistan mit Gebeten Frieden schaffen zu wollen wie am Ende der DDR“. Aber niemand hindere „Frau Käßmann daran, sich am Hindukusch mit den Taliban in ein Zelt zu setzen und über ihre Fantasien zu diskutieren, gemeinsam Rituale mit Gebeten und Kerzen zu entwickeln“.

Robbe zeigt hier – wie im Lehrbuch – die Reaktion von Politikern auf Kirchenleute, die unbequem sind, weil sie sich politisch einmischen: Sie werden als naiv denunziert und lächerlich gemacht. So erging es auch dem englischen Bischof George Bell (1883–1958), als er im Oberhaus die Angriffe der britischen Luftwaffe auf deutsche Städte kritisierte. Später zeigte sich, dass die Flächenbombardierungen auch militärisch sinnlos waren. Der vermeintlich naive Bischof behielt Recht, die Parlamentsmehrheit und die Militärs waren dagegen – um mit Robbe zu sprechen – „Fantasien“ aufgesessen. Natürlich wissen Theologen nicht alles besser, auch wenn manche diesen Eindruck erwecken. Aber dasselbe gilt umgekehrt genauso. Mit welchem Recht meinen der Jurist Klose und der Verlagskaufmann Robbe eigentlich, sie wüssten es besser als eine Theologin?

Sicher, Geistliche sind nicht unfehlbar. Vielmehr haben sie sich oft genug geirrt. Aber deswegen zu schweigen oder sich von Politikern mundtot machen zu lassen, gleiche einer Selbsttötung aus Angst vor dem Tod. Das Christentum ist nun einmal keine Religion, die sich im Kult und in der Seelsorge am Einzelnen erschöpft. Und Geistliche dürfen sich daher nicht darauf beschränken, im Krieg getötete Soldaten zu beerdigen und ihre Angehörigen zu trösten – so wichtig das ist. Nein, sie müssen auch zu wichtigen ethischen Fragen Stellung nehmen. Und dazu gehört der Bundeswehreinsatz in Afghanistan.

Nach der Überlieferung des Matthäusevangeliums sagt Jesus: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen, Herr, Herr!, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.“ Und was ist Gottes Wille in Afghanistan? Mit anderen Worten: Was ist dort aus christlicher Sicht erlaubt, und was nicht? Gerade weil die Antwort darauf nicht einfach ist, müssen Kirchenleute und Politiker darüber streiten – aber ohne Arroganz und Häme. ◀

